
Die Büchse der Pandora des 20. Jahrhunderts:
Geschichte des Ersten Weltkriegs

VON
PROFESSOR DR. JÖRN LEONHARD
ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT FREIBURG

Vortrag zur Münsterer Tagung 2015
„Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für die Gegenwart:
Spuren – Narben – Lehren“

Beromünster, 24. Oktober 2015

1. Eingänge: Bad Tölz, 1. August 1914

In der Erinnerung war es ein strahlender Sommer. Die Kinder planten für das Wochenende zusammen mit ihren Freunden aus der Nachbarschaft ein Stück aufzuführen, das sie aus Gustav Schwabs bekannter Sammlung der Sagen des klassischen Altertums kannten: *Die Büchse der Pandora* erzählte in der Form einer antiken Parabel von der Rache des antiken Göttervaters Zeus an Prometheus, nachdem dieser den Göttern das Feuer gestohlen hatte. Hephaistos, der Gott der Schmiedekunst, musste Zeus daraufhin die lebensgroße Gestalt einer Jungfrau anfertigen, die von allen übrigen Göttern mit vielen Gaben ausgestattet wurde, um den Menschen Unheil zu bringen. Zeus selbst führte Pandora, die „Allbeschenkte“, zu Prometheus' Bruder. Obwohl gewarnt, nie ein Geschenk der Götter anzunehmen, um Schaden von den Menschen abzuwehren, nahm dieser Pandora bei sich auf: „In ihren Händen trug sie ihr Angebinde, eine goldene Büchse von erlesener Arbeit, die mit einem Deckel versehen war. Sacht hob sie den Deckel von dem Gefäß - und in dem gleichen Augenblick entflog diesem ein Schwarm von Übeln und verbreitete sich im Nu über die ganze Erde. Ein einziges Gut nur war zuunterst in der Büchse verborgen: die Hoffnung. Aber auf Eingebung des Göttervaters schloss Pandora, ehe jene entweichen konnte, rasch den Deckel. Und nun erfüllte das Elend in allen Gestalten Erde, Luft und Meer; allerlei Fieber belagerten die Erde, und der Tod, der vordem die Sterblichen nur langsam beschlichen hatte, beflügelte seinen Schritt.“

Die Kinder fieberten der Aufführung ihres Stückes entgegen. Doch wurde die Generalprobe am Samstag, dem 1. Au-

gust 1914, schon in eigens geschneiderten Kostümen im sommerlichen Garten des Ferienhauses, von dem Kinderfräulein der Familie unterbrochen: „Zieht euch nur wieder aus, ihr könnt heute nicht Theater spielen, der Krieg ist ausgebrochen.“ [...] Es war die Familie von Thomas Mann, die den Sommer in ihrem idyllisch gelegenen Ferienhaus in Bad Tölz verbrachte. Am Nachmittag des 1. August 1914 hatte das Deutsche Reich Russland den Krieg erklärt [...]

2. Entgleisung und Eskalation: Sarajewo, 28. Juni 1914

Das Attentat kam nicht ohne Vorwarnung, und es machte den Krieg nicht unabwendbar. Nach einem ersten Attentat auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand am Vormittag des 28. Juni, bei dem mehrere Mitglieder der Delegation verletzt wurden, beschloss man eine Routenänderung, um die Verletzten im Krankenhaus zu besuchen. Doch wusste der Fahrer des ersten Wagens in der Fahrzeugkolonne davon nichts und folgte der ursprünglichen Route. Weil sein Wagen über keinen Rückwärtsgang verfügte, musste ein langsames Wendemanöver von Hand eingeleitet werden. In diesem Moment präsentierten sich der Thronfolger und seine Frau völlig schutzlos dem Attentäter.

Im Bericht des Grafen Harrach, des Adjutanten Franz Ferdinands, hieß es: „Da ich von einem neuerlichen Attentat überzeugt war, verließ ich den Sitz neben dem Chauffeur und stellte mich auf das Trittbrett des Autos neben Seine Kaiserliche Hoheit, und zwar so, dass sein ganzer Körper von links durch meinen Körper gedeckt war. Wir

fuhren bis zur Lateinerbrücke und wendeten gegen die Franz-Joseph-Gasse ein, und in dem Moment hat Seine Exzellenz der Landeschef Potiorek wahrscheinlich nach vorheriger Besprechung mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Chauffeur den Auftrag erteilt umzuwenden, um den Weg längs des Appelkais zurückzumachen. Naturgemäß blieb das Auto während der Prozedur des Umschaltens zirka zwei, drei Sekunden stehen. Da ertönte von rechts aus dem Menschenspalier ein Schuss und einen Augenblick darauf ein zweiter aus unmittelbarer Nähe.“

Gavrilo Princip traf Franz Ferdinand in den Hals und seine Frau Sophie von Hohenberg in den Unterleib. Sie starb sofort, er um kurz nach elf Uhr. Zeitgenössische Berichte über den 28. Juni 1914 offenbarte ein kaum nachvollziehbares Ausmaß an Naivität der Behörden, obwohl es im Vorfeld des Besuchs in Sarajewo Hinweise auf Attentatspläne gegeben hatte. Ohne das Programm zu ändern oder die Sicherheitsvorkehrungen zu verstärken, lief der Besuch in Sarajewo wie geplant weiter. Nur 120 Polizisten sicherten die gesamte Fahrtroute durch die Stadt.

Waren die europäischen Protagonisten, die Diplomaten, Monarchen und Generäle im Sommer 1914 „Schlafwandler“, umsichtig, doch ohne die Fähigkeit zu sehen, in Traumbildern befangen, blind für die Schrecken, die ihr vor sich hintreibendes Gewährenlassen in die Welt brachte? Sie waren sicher keine Schlafwandler im Sinne eines unbewussten Handelns; sie waren wach und in vieler Hinsicht übersensibilisiert; die physische und psychische Überforderung stellte sich ein, als den Akteuren klar wurde, dass sich die Eskalation nicht mehr aufhalten

ließ. Es war auch nicht so, dass es bei den militärischen Spezialisten kein Wissen um den Charakter eines modernen Krieges gegeben hätte, weder um die geringe Wahrscheinlichkeit eines kurzen Krieges, noch um die Konsequenzen eines langen Krieges. Dennoch: Das ganze Ausmaß dessen, was zwischen August 1914 und November 1918 auf den Schlachtfeldern passieren würde, die Dimension von über 17 Millionen toten Soldaten und Zivilisten, lag für die Mehrheit der Politiker und Militärs außerhalb ihres Vorstellungshorizonts. Wenn es ein Wissen um die Potenziale des Krieges gab, so blieb es abstrakt, blieb ein Szenario, ein Teil des zeitgenössischen Möglichkeitsbewusstseins. Aber einen Maßstab für die Konsequenzen, ein Gefühl für ihre Dimensionen besaßen sie nicht - und es gab keinen historischen Bezugspunkt, keinen zurückliegenden Krieg als Warnung, an dem man sich im Blick auf die Folgen hätte orientieren können. Darin bestand ein fundamentaler Unterschied zwischen der Situation im August 1914 und im September 1939.

Schlafwandler waren sie auch nicht im Sinne späterer hilfloser Erklärungsversuche, mit denen Zeitgenossen aus dem Wissen um die Konsequenzen des Krieges und der problematischen Friedensschlüsse nach 1918 nach Versöhnungsformeln suchten. So gelangte der ehemalige britische Kriegspremier David Lloyd George in den 1920er Jahren zu der suggestiven Metapher, alle Staaten seien 1914 mehr oder weniger blind in die Katastrophe „geschlittert“. Problematisch waren eher die übernervösen Reaktionen, die vielfachen Frühwarnsysteme, mit denen die konkreten Personen immer wieder überfordert waren, die Neigung, in Szenarien die Risikobereitschaft der jeweiligen Gegenseite auszutesten.

3. Maschinen und Körper: Rossignol, Belgien, 22. August 1914

Bereits die ersten Gefechte dokumentierten eindringlich, wie ein gut koordinierter Verteidiger auch einen numerisch überlegenen Gegner vor allem durch den Einsatz von Maschinengewehren schlagen konnte. Bei Rossignol in Südbelgien traf am 22. August 1914 das französische Regiment Nr. 1 der 3. Kolonialdivision unter General Raffanel auf deutlich unterlegene deutsche Truppen und wurde dennoch fast komplett aufgerieben, vor allem durch gegnerisches Maschinengewehr-Feuer und auch durch eigenen fehlgeleiteten Artilleriebeschuss. Von 3.200 Mann verlor das Regiment innerhalb kurzer Zeit ca. 3.000 Mann, davon 2.000 Tote sowie 1.000 Verwundete oder Gefangene.

Trotz dieser Opfer hielten alle Oberbefehlshaber im Kern an der überkommenen Offensivkonzeption fest. Sie verdrängten, wie verheerend die im Verbund eingesetzten Artilleriewaffen und Maschinengewehre auf dem Schlachtfeld wirkten. Gegen die Einschränkung der Infanteriebewegung und die von der Waffenwirkung her drohende Lähmung des Gefechtsfeldes setzten sie auf einen umso gesteigerten Angriffsdruck. Sie blieben überzeugt davon, dass es eine Frage von Willensstärke und Disziplin, Tapferkeit und Nervenstärke sei, möglichst viel Feuerkraft an die gegnerischen Stellungen heranzutragen und den Gegner dann im konventionellen Nahkampf niederzuringen. Obwohl man in den militärischen Reglements der Deckung der Infanteristen größere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, blieb die moralische Disposition des Soldaten die entscheidende Richtschnur, wie sich in der französischen Orientierung an der „offensive à outrance“ zeigte: „Die moralischen

Kräfte sind die mächtigsten Träger des Erfolgs. Die Ehre und die Vaterlandsliebe flößen der Truppe die edelste Hingebung ein. Der Opfermut und der Wille zu siegen, sichern den Erfolg." Feldbefestigungen und ausgebaute Schützengräben lehnten die Stabsoffiziere ab, da sie befürchteten, sie könnten den Angriffswillen der Mannschaften lähmen und angeblicher Feigheit Vorschub leisten. In der russischen Armee blieben die Leitsätze des Generals Dragomirov leitend: „Die Kugel ist töricht, allein das Bajonett ist ein Mann ... Es gibt eine nationale Taktik, unter die sich die moderne Bewaffnung beugen muss, und keineswegs eine moderne Bewaffnung, an die sich die nationale Taktik anzupassen hat."

Die Waffenwirkung hatte aber nicht allein eine quantitative Dimension. Töten und Getötetwerden wurden anonymisiert. Die Bedienung der schweren Geschütze war von den Wirkungsorten nun so weit entfernt, dass der Krieg durch diese Distanz und die notwendige Funkkommunikation eigenartig abstrahiert, ja bürokratisiert erschien, jedenfalls eine eigene rational-sachliche Dimension annahm. Harry Graf Kessler beschrieb seine Eindrücke vom Einsatz der neuen Kruppmörser in Belgien am 22. August 1914: „Der eine rasierte den Beobachtungsturm, ein anderer warf einen grossen Betonblock herauf, man sah die Zerstörung fortschreiten. Die Feuerleitung, ein Hauptmann u. ein Oberleutnant, sassen neben uns in Deckung wie in einem Bureau, gaben durch Telephon dem zwei Kilometer entfernten Geschütz Befehle und Zahlen an, genau wie ein Bankier Orders für Kaufen und Verkauf an die Börse telephonierte, eine ganz methodische Bureautätigkeit, eine methodische Geschäftstätigkeit, deren börsenartiger Eindruck dadurch erhöht wurde, dass der Hauptmann auf das

Haar Walther Rathenau glich. Eine Order konnte hundert Leichen erbringen, zwischen den Schüssen wurde geplaudert und gefrühstückt, man empfand es nur, wenn man sich zwang daran zu denken, dass der kühle Rechner mit seinen Orders tötete.“

Trotz der Zensur erfuhren die Menschen zu Hause sehr bald von den Vernichtungsdimensionen dieses Krieges. Der junge Franzose, der im August 1914 wegen einer Krankheit nicht zu seiner Einheit zurückkehren konnte und am Ende des Jahres der einzige von 27 Mitschülern seiner Klasse am Lycée war, der noch am Leben war, stellte nur ein Beispiel unter tausenden in den europäischen Kriegsgesellschaften dar.

Der 45 Jahre alte Michel Corday, der als hoher Beamter im November 1914 in Bordeaux mit den Ministern Aristide Briand und Marcel Sembat zu Mittag aß, erfuhr dabei, dass auch die Kabinettsmitglieder keine Ahnung hatten, über wie viele Soldaten Frankreich verfügte und wie hoch genau die Verluste der ersten Wochen waren. Angesichts der vielen Toten und Vermissten war die Bürokratie gar nicht in der Lage, die Truppenlisten zu aktualisieren. Als Corday im Dezember der Wiedereröffnung der Deputiertenkammer beiwohnte, traf er den Adjutanten eines Generals, der im Zivilleben Direktor der Opéra Comique war und ihm berichtete, dass man dort jeden Abend bis zu 1.500 Besucher abweisen müsse. In den Logen saßen meist weinende Frauen in Trauerkleidung, sie kämen, um in der Oper zu weinen und Trost in der Musik zu suchen [...]

Am 27. September 1914 hieß es in einem Kommentar des *Prager Tagblatts*: „Das Unheimlichste an diesem Krieg ist

die Heimlichkeit, mit der er geführt wird. Unsere Söhne, Brüder, Gatten und Väter besteigen den Zug - wir wissen nicht, wohin er sie trägt. Unsere Angehörigen dürfen uns nicht schreiben, wo sie sind, und wenn wir ihren Namen in den Verlustlisten lesen, so ahnen wir nicht, wo sie begraben liegen, in welcher Schlacht sie ihre Verwundung empfangen.“

4. Stillstand, Bewegung und Zufall: Artois, 15. August 1915

Der französische Rekrut Jean Dartemont übersah am 15. August 1915 zum ersten Mal einen größeren Frontabschnitt vom Turm einer durch Artilleriebeschuss beschädigten Kirche auf dem Hügel des Mont Saint-Éloi im Artois: „Von dort blickte man weit über die Ebene des Artois, doch nichts ließ erkennen, dass dort eine Schlacht im Gange war. Nur einige weiße Wölkchen, die den Detonationen vorangingen, bewiesen uns, dass der Krieg hier stattfand, wir sahen keine Spur der in ihre Gräben geduckten Armeen, die sich in dieser stillen, ausgedörrten Landschaft gegenseitig beobachteten und langsam zerstörten.“ Kriegserwartung und Fronterfahrung des Soldaten fielen weitgehend auseinander. Der Blick von oben stand in keinem Verhältnis zum Wissen um die Grausamkeit der Schlachten: „Diese so ruhig unter der sengenden Sonne daliegende Fläche verunsicherte uns in unseren Vorstellungen vom Kriegsverlauf. Wir konnten die Schützengräben zwar deutlich erkennen, aber sie wirkten wie kleine Dämme, wie schmale, gewundene Kanäle, es schien uns nicht denkbar, dass dieses zarte Netz den Angriffen ernsthaften Widerstand entgegensetzen könnte, es sah aus, als

könnte man mit ein paar Schritten darübersetzen und vorrücken.“ In der Raumwahrnehmung der Soldaten gab es keine Schlachtfelder im traditionellen Sinne mehr, sondern nur noch einzelne Frontabschnitte [...] auf die sich auch das Feuer der artilleristischen Distanzwaffen bezog. So entstand im Bewusstsein der Zeitgenossen eine „gerichtete Landschaft“: Zur Frontseite hin schien das Gebiet „ein Ende zu haben, dem ein Nichts“ folgte. Nach hinten öffnete sich dagegen ein eigener Raum, der durch gestaffelte Funktionen definiert war, ein Netz aus Versorgungs- und Verteidigungsgräben, den Artilleriestellungen und schließlich der Etappe. Mit dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg bildete sie einen eigenen Kosmos des Krieges. Hier lagen große Versorgungslager für Munition und Lebensmittel, Lazarette zur Erstversorgung von Verwundeten, Stellungsräume für neue Truppen und Ruhezone für Kampftruppen nach dem Einsatz.

Die Macht des Zufalls, die darüber entschied, ob man den Krieg überlebte oder nicht, wurde zu einem Leitmotiv der soldatischen Fronterfahrung. Der österreichische Schriftsteller und Offizier an der Alpenfront Robert Musil erlebte im September 1915 den Einschlag eines italienischen Fliegerpfeils unmittelbar neben sich. Fliegerpfeile waren zehn bis 15 Zentimeter lange Stahlpfeile, die Kampfpiloten aus ihren Flugzeugen abwarfen. Für Musil nahm dieses Erlebnis den Stellenwert einer eigenen Initiation an, in dem sich das Nichtwissen um den Einschlag mit dem Wissen um die Präsenz und unmittelbare Nähe des Todes verband: „Das Schrapnellstück oder der Fliegerpfeil auf Tenna: Man hört es schon lange. Ein windhaft pfeifendes oder windhaft rauschendes Geräusch. Immer stärker werdend. Die Zeit erscheint einem sehr

lange. Plötzlich fuhr es unmittelbar neben mir in die Erde. Als würde das Geräusch verschluckt. Von einer Luftwelle nichts erinnerlich. Muß aber so gewesen sein, denn instinktiv riß ich meinen Oberleib zur Seite und machte bei feststehenden Füßen eine ziemlich tiefe Verbeugung. Dabei von Erschrecken keine Spur, auch nicht von dem rein nervösen wie Herzklopfen, das sonst bei plötzlichem Choc auch ohne Angst eintritt. - Nachher sehr angenehmes Gefühl. Befriedigung, es erlebt zu haben. Beinahe Stolz; aufgenommen in eine Gemeinschaft, Taufe."

Dieses Gefühl, dem Tod ausgesetzt zu sein, blieb aber nicht auf die unmittelbare Schlacht allein beschränkt. Jean Dartemont beschrieb eine veränderte Wahrnehmung von Himmel und Sonnenaufgang als Chiffren von Natur und Zeit, die in der Vorkriegsgesellschaft Zeichen des Friedens gewesen waren, jetzt aber zu bedrohlichen Fallen wurden, wenn die Aufmerksamkeit der Soldaten nachließ: „Das rosa Morgenlicht, die stille Dämmerung, der warme Mittag sind Fallen. Die Freude wird für uns ausgelegt wie ein Köder. Von körperlichem Behagen erfüllt, streckt ein Mann seinen Kopf aus dem Schützengraben und wird getötet. Einem mehrstündigen Beschuss fallen nur wenige Männer zum Opfer, und eine einzige, aus Langeweile abgeschossene Granate fällt mitten in einen Zug und vernichtet ihn. Ein Soldat ist nach alptraumhaften Tagen von Verdun zurückgekehrt, und beim Exerzieren explodiert ihm eine Handgranate in der Hand, sie reißt ihm den Arm ab und zerfetzt ihm die Brust."

Soldaten begriffen sich weniger als Täter, sondern eher als Opfer von technologisch anspruchsvollen Waffen, von

Geschossen und einem Gewaltsystem, das allenfalls in kurzen Momenten durch die gegnerischen Soldaten, durch konkrete Personen also, sichtbar wurde. Ansonsten handelte es sich um eine weitgehend entindividualisierte Erfahrung, die aber auf die Psyche der betroffenen Soldaten umso stärker einwirkte.

Daraus resultierte auch die Neigung vieler Frontsoldaten, den Gegner nicht im Licht jener nationalen Feindbilder zu sehen, die zu Kriegsbeginn dominiert hatten und in den Heimatgesellschaften präsent blieben. Vielmehr hob man die gemeinsame Erfahrung hervor, die aus prinzipiell gleichen Gefahren und Lebensbedingungen auf beiden Seiten der Front resultierte: Der Gegner blieb Gegner, aber er war auch immer wieder Kamerad. Gerade der Abstand zu den Kommandeuren der Etappe, die sich vertiefende Kluft zwischen relativer Gleichheit der soldatischen Lebenswelt und dem kritischen Blick auf die Oberbefehlshaber als Architekten des Krieges bildete für diese Deutung einen entscheidenden Ansatzpunkt, wie auch Jean Dartemont resümierte: „Daher ist der Schrei, der manchmal aus den deutschen Schützengräben erschallt, ‚Kamerad Franzose‘, wahrscheinlich ernst gemeint. Der ‚Fritz‘ ist dem ‚Poilu‘ näher als seinem eigenen Feldmarschall. Und der ‚Poilu‘ ist dem ‚Fritz‘ aufgrund des gemeinsamen Elends näher als den Leuten in Compiègne. Unsere Uniformen sind unterschiedlich, doch wir sind alle Proletarier der Pflicht und der Ehre, Bergarbeiter, die in konkurrierenden Grubenunternehmen arbeiten, doch vor allem gleich entlohnte Bergarbeiter, die gleichermaßen von schlagenden Wettern bedroht werden.“

5. Opfer und Helden: Zürich, im Sommer 1916

Elias Canetti hatte zusammen mit seiner Mutter und seinen beiden jüngeren Brüdern 1916 Wien verlassen und war in die neutrale Schweiz, nach Zürich, umgesiedelt. Dort, so erinnerte sich der Schriftsteller später in seiner Autobiographie, ging er eines Tages mit seiner Mutter an der Limmat spazieren, als er Zeuge einer eindrucklichen Szene wurde: Eine Gruppe schwerverletzter französischer Offiziere in ihren auffälligen Uniformen begegnete deutschen Invaliden. In Zürich trafen im Laufe des Krieges zahlreiche gefangene und verletzte Offiziere aufeinander, die sich in der Schweiz erholten und dann ausgetauscht wurden: „Ich weiß noch, wie der Schrecken mir in die Glieder fuhr: was wird jetzt geschehen, werden sie aufeinander losgehen? In dieser Betroffenheit wichen wir nicht rechtzeitig aus und fanden uns plötzlich zwischen den beiden Gruppen, die einander passieren wollten, eingeschlossen, in ihrer Mitte.“ Canetti erwartete, dass die Invaliden im Wissen um das vom Gegner verantwortete eigene Leid den Krieg in Worten oder Gesten fortsetzen würden. Als er aber in die Gesichter der Soldaten blickte, erkannte er etwas anderes: „Keines war von Hass oder Wut verzerrt, wie ich erwartet hatte. Sie sahen einander ruhig und freundlich an, als wäre es nichts, einige salutierten. Sie gingen viel langsamer als andere Menschen, und es dauerte, so kam es mir vor, eine Ewigkeit, bis sie aneinander vorbei waren. Einer der Franzosen drehte sich noch zurück, hob seine Krücke in die Luft, fuchtelte ein wenig mit ihr und rief den Deutschen, die nun schon vorüber waren, zu: ‚Salut!‘ Ein Deutscher, der es gehört hatte, tat es ihm nach, auch er hatte eine Krücke, mit der er fuchtelte, und gab den Gruß auf Fran-

zösisch zurück: ‚Salut!‘ Man könnte denken, wenn man das hört, dass die Krücken drohend geschwungen wurden, aber es war keineswegs so, man zeigte einander zum Abschied noch, was einem gemeinsam geblieben war: Krücken.“

Krücken und Prothesen symbolisierten über alle nationalen Unterschiede und patriotischen Aufladungen hinweg eine elementare Gemeinsamkeit der soldatischen Kriegserfahrung: sichtbar Opfer geworden zu sein, die Teilnahme an dem Krieg mit einem verletzten Körper oder einer beschädigten Psyche bezahlen zu müssen.

Die Invaliden gaben dem Krieg ein Gesicht – und für kaum eine Gruppe galt das so wie für die in ihren individuellen Physiognomien entstellten Opfer. Erich Kuttner, Abgeordneter der SPD und Journalist veröffentlichte im September 1920 einen Bericht im Parteiorgan *Vorwärts*. In ihm beschrieb er seine Eindrücke aus einem der Berliner Krankenhäuser, in dem Schwerverletzte des Krieges behandelt wurden: „In das kleine Geschäftszimmer tritt ein Mann, der quer über die Mitte des Gesichts eine Binde trägt. Er nimmt sie ab und ich starre in ein kreisförmiges Loch von der Größe eines Handtellers, das von der Nasenwurzel bis zum Unterkiefer reicht. Das rechte Auge ist zerstört, das linke halb geschlossen. Während ich mit dem Mann rede, sehe ich das ganze Innere seiner Mundhöhle offen vor mir liegen: Kehlkopf, Speiseröhre, Luftröhre wie bei einem anatomischen Präparat. Aber was ist das für ein seltsam behaarter Klumpen, der lose an ein paar Sehnen und Bändern wie ein Glockenklöppel in dem Hohlraum pendelt? Man erklärt es mir: eine verunglückte Nase, die dem Unglücklichen eingesetzt werden sollte. Einstweilen hat der Mann seine achtzehnte Opera-

tion überstanden. Aber das ist noch kein Rekord. Bald darauf lerne ich Leute mit 30 und 36 überstandenen Operationen kennen.“

Grundlegend veränderte sich die Vorstellung des Kriegsopfers durch den Krieg. Das hatte viel mit einer Verwandlung von Körperbildern und Körperpraktiken zu tun, und es hatte enorme Konsequenzen für das Verständnis von Kriegshelden in allen Gesellschaften. Hatte eine Verwundung zu Beginn des Krieges noch als Auszeichnung und Beweis für das heldenhafte Vorbild des einzelnen Soldaten für das Vaterland gegolten, so ließ sich diese Vorstellung angesichts der enormen Zahl von Verwundeten und Kriegsversehrten immer weniger aufrechterhalten. Die verletzten Körper, die Präsenz von physischer und psychischer Beschädigung, zwangen dazu, das überkommene Bild des männlichen Kriegerhelden weiterzuentwickeln. Nicht mehr allein das Opfer im Kampf sollte ihn qualifizieren, sondern auch der gelungene Prozess seiner Heilung und Reintegration in die Berufs- und Arbeitswelt. Der Kriegsheld fand nach dieser Deutung trotz seiner schweren Einschränkung und Behinderung den Weg zurück in eine Beschäftigung, er überwand die körperliche Beeinträchtigung, er restituierte seinen Status als Mann durch Willen und Disziplin. Der Invalide verließ sich nicht auf eine passive Rolle oder einen Anspruch auf ökonomische Unterstützung.

Hier setzte sich die Ideologie des Willens fort: Der Glaube daran, den entscheidenden Sieg auch gegen die stärkste Verteidigung und die technische Überlegenheit des Gegners erzwingen zu können, galt auch für den verletzten Soldaten im Kampf mit sich selbst. So erschienen

alle am Heilungs- und Rehabilitationsprozess Beteiligten als Helden: die Ärzte im Kampf gegen Willensschwäche und Simulation, und selbst die Ingenieure, die mit der immer weiter perfektionierten Prothetik einen Sieg der Technik an der Front der verletzten Körper zu erringen schienen. Vor allem die Verletzten selbst waren in dieser Perspektive Helden, die mit ihrer eigenen Willensleistung das Stigma der Kriegsverletzung in ein neues Selbstbild verwandelten und der nationalen Gemeinschaft nicht zur Last fielen - über das individuelle Leid der Invaliden, ihre vielfältige Traumatisierung und ihre je individuellen Wege zurück in Familien, Berufe und die Gesellschaft sagten solche Projektionen nichts, dafür aber umso mehr über die kollektiven Ängste von Nachkriegsgesellschaften vor angeblichen Kostgängern und Rentensimulanten.

6. Heimatfronten, Männer und Frauen

Unter dem Eindruck der deutschen Siegesmeldungen sandte die Stettiner Hausbesitzerin Redepenning an ihre Mietsparteien im September 1914 einen Brief, in dem sie die epochalen Ereignisse der vergangenen Wochen kommentierte: „Die gewaltige Wendung, die durch die Gnade des Allmächtigen Gottes unsere durch seine Macht und Kraft bewaffneten Truppen uns errungen haben, lassen uns in eine große gesegnete kommende Zeit blicken. Möchte unser Volk so viel Gnade nie vergessen, nie den alten Gott, der Staat und Volk vor allem Übel bewahrt. Ihre Wohnung kostet vom 1. Oktober ab 30 Mark mehr.“

So gelangte der Erste Weltkrieg nach dem Sommer 1914 auf ganz unterschiedlichen Wegen in die Heimatgesellschaft-

ten. Er veränderte politische Entscheidungsprozesse, die Funktion von Parlamenten und Parteien, soziale Konstellationen und überkommene gesellschaftliche Rollen. Er stellte aber auch die überkommene Ordnung von öffentlichen und privaten Finanzen und von Ökonomien, die Strukturen von Produktion und Handel in Frage. In wenigen Monaten verdichteten sich diese Tendenzen zu einer eigenen Heimatfront, der mit zunehmender Dauer des Krieges ein immer größeres Eigengewicht zukam, das für die Kriegserfahrung von Millionen von Frauen, Männern und Kindern prägend werden sollte. Im Kern forderte der Krieg alle Gesellschaften heraus, indem er durch die enormen Opfer zum Testfall von Kohäsion, Integration und Loyalität, von Mobilisierung und Kontrolle, aber auch von Überzeugungen und Rechtfertigungen wurde.

Je länger der Krieg andauerte, desto ambivalenter wurde die Wahrnehmung der Frau im Krieg: Ihr Bild als unschuldiges Opfer feindlicher Gewalt blieb erhalten, sei es in der Erinnerung an die Vergewaltigung namenloser belgischer Frauen durch deutsche Soldaten oder in der Empörung über die Hinrichtung der der Spionage verdächtigen britischen Krankenschwester Edith Cavell 1916 durch Deutschland. Aber gleichzeitig erschien die Frau auch als Hort der Gefahr, der emotionalen Instabilität, der Verführung und Verführbarkeit - Eigenschaften, die im Gegensatz zu der den Männern an der Front zugeschriebenen Willenskraft und Nervenstärke standen. Gerade in Augenblicken der Krise an der Heimatfront schien es wichtig, die mit den Geschlechtern identifizierte Wertordnung und ihre Gültigkeit unter Beweis zu stellen. Als die französischen Behörden 1917 Mata Hari als deutsche Spionin aburteilen und hinrichten ließen, spielten sol-

che Vorstellungen eine wesentliche Rolle. In die Sphäre der mit der Frau identifizierten Gefahren gehörte schließlich auch das Motiv der weiblichen Überträgerin von Geschlechtskrankheiten, vor der die Soldaten auf unzähligen Flugblättern immer wieder gewarnt wurden.

Schließlich war der Krieg auch eine elementare Herausforderung für Partnerschaften und Familien. Dabei war das Verhältnis zwischen Front und Heimat keinesfalls statisch; es gab vielfältige Verknüpfungen und Interaktionen, wie die vergewaltigten Frauen im besetzten Frankreich und die zahllosen Briefe der Frauen und Soldaten bewiesen – allein 27 Mrd. Sendungen in Deutschland vom Sommer 1914 bis Winter 1918, mehr als 9 Mio. täglich. Die emotionale Verbindung zu den kämpfenden Brüdern, Vätern und Ehemännern, die Angst davor, sie nicht wiederzusehen oder die Trauer um die Toten war die eine Seite. Aber die Frauen erfuhren den Krieg auch ganz konkret, etwa in den Luftangriffen auf die frontnahen Städte, in den nicht abbreißenden Flüchtlingsströmen, der Kriminalisierung des Alltags. Doch die monatelangen Trennungen und der Eindruck, dass sich die Erfahrungen an der Front und in der Heimat trotz unzähliger Briefe immer weiter voneinander entfernten und sich über die lange Dauer des Krieges immer weniger vermitteln ließen – all das trug auch zur emotionalen Entfremdung von Ehepartnern bei.

Die Flucht vieler Soldaten in eine Idylle, eine imaginierte Normalität, der Versuch, an einem Vorkriegsbild von Heimat, Familie und Ehe festzuhalten, diente der emotionalen Selbststabilisierung – aber sie hatte einen Preis. Gerade Frauen nahmen diese sich mit jedem Kriegs-

jahr vertiefende Kluft zwischen Illusion und Realität sehr genau wahr. In der Korrespondenz zwischen Anna und Lorenz Treplin, seit 1901 Chirurg am Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf und im August 1914 als Stabsarzt einberufen, zeigte sich dies in aller Deutlichkeit. Anna Treplin erkannte früh, dass von einer Beziehung nicht mehr die Rede sein konnte, dass ihr Mann immer weniger in der Lage war, den Alltag der heranwachsenden Kinder nachzuvollziehen. Seine dauernden Hinweise auf den sicher bald zu Ende gehenden Krieg kommentierte sie im September 1916 fast lakonisch: „Denn wenn es ja auch sehr nett von Dir ist, so konsequent an das uns seit 2 Jahren bekannte nahe Kriegsende zu glauben (wenigstens vergeblich!), so hat es nach meiner Ansicht nicht den geringsten Zweck, sich darüber irgend Illusionen zu machen.“ Auch die Heimatbesuche von Lorenz Treplin verstärkten eher das Gefühl einer Entfremdung. Nach seinem bisher längsten Urlaub von drei Wochen schrieb er im Frühjahr 1917: „Da sitze ich nun also seit gestern Abend wieder hier und es ist als wäre nichts gewesen als hätte man in einer Nacht die ganzen schönen 3 Wochen geträumt, die mir in den ersten Tagen so wunderschön lang vorkamen. Aber weißt Du so schön auch die ganze Zeit war, es hat doch etwas unbefriedigendes zu Hause zu sein, aber doch nur als Gast. Und dieses Gefühl des Unbefriedigtseins lagert etwas über den ganzen schönen Erinnerungen“.

In dem immer wieder von bürgerlichen Konventionen bestimmten Briefwechsel fiel vor allem das disziplinierte Schweigen auf, als die Familie dramatische Verluste und Todesfälle hinnehmen musste. Die von der sich in Hamburg immer mehr verschlechternden Versorgungslage ausgezeherte

Frau und ihre Kinder erkrankten bei einem Besuch ihrer Schwiegereltern im Sommer 1917 auf dem Land an der Ruhr, und ein Kind starb. Über diesen tiefen Einschnitt des Familienlebens verlor Lorenz Treplin in seinen Briefen kein Wort und ging überhaupt kaum mehr auf die Situation zu Hause ein. Es dauerte lange, bis die Ehepartner nach dem Krieg wieder zueinander fanden und die durch den Krieg und seine ganz persönlichen Opfer entstandene Fremdheit allmählich wieder überwandten. Lorenz und Anna Treplin hoben ihre Briefe auf, aber auch nach dem Krieg sollten sie über ihre Erfahrungen mit ihren Kindern und innerhalb der eigenen Familie niemals sprechen. Als die Briefe 1995 zufällig entdeckt wurden, waren sie noch im Original verschnürt.

7. Plötzlichkeit und Zerfall: 1918

Wann endete der Weltkrieg? Und wo endete welcher Krieg? Ende 1918 existierten längst unterschiedliche Gewalträume, solche des Staatenkriegs, aber auch des Bürgerkriegs oder des ethnischen bzw. nationalen Unabhängigkeitskampfes, in denen sich die chronologische Gleichzeitigkeit historisch ungleichzeitiger Gewalterfahrungen abbildete. Anfang August 1914 hatte der Beginn des Krieges einen gemeinsamen Bezugspunkt für Millionen von Menschen über enorme geografische Distanzen hinweg dargestellt – für den Prager Schriftsteller Franz Kafka genauso wie für den Lastfahrer Kande Kamara aus dem westafrikanischen Kindia in Französisch-Guinea. Das Ende des Krieges war ungleichzeitiger. Der 11. November 1918 beendete den Krieg zwischen Staaten im Westen, aber der Waffenstillstand bedeutet nicht das Ende der Gewalt an vielen ande-

ren Orten: in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, in der Zerfallszone der multiethnischen Großreiche Russlands, Habsburgs und des Osmanischen Reichs, wo der Staatenkrieg zum Staatszerfall führte, wo der Weltkrieg in Bürgerkriege und ethnische Konflikte überging, die Front in einen Gewaltraum, in dem jeder – Soldat oder Zivilist – Feind sein konnte. Wer sich auf die so oft zitierte elfte Stunde am elften Tag des elften Monats konzentriert, der wird mit dem Symboldatum des 11. November 1918 allenfalls das Ende des Staatenkrieges in Westeuropa erfassen – obwohl schon zu diesem Zeitpunkt wichtige Akteure des Sommers 1914 wie das Russische Reich oder die Habsburgermonarchie gar nicht mehr existierten.

Der erste im Krieg getötete britische Soldat war der 16 Jahre alte John Parr aus Finchley gewesen, der als Caddy gearbeitet und im Sommer 1914 sein wahres Alter verschwiegen hatte, um sich gleich zu Kriegsbeginn als Freiwilliger beim Middlesex Regiment melden zu können. Als Fahrrad-Aufklärer war er am 21. August 1914 nördlich von Mons in Belgien auf vorrückende deutsche Kavallerie gestoßen und bei einem Feuergefecht erschossen worden. George Ellison war der letzte im Krieg getötete britische Soldat, ein Bergarbeiter aus Leeds, der im Alter von 40 Jahren am 11. November 1918 morgens um 9.30 Uhr, also 90 Minuten vor Beginn des Waffenstillstandes, fiel, als er sich auf einer Patrouille am Rande der Stadt Mons befand. Als Mitglied der Royal Irish Lancers hatte er den ganzen Krieg über an der Westfront gekämpft. Zufällig fand man 2008 heraus, dass John Parr und George Ellison, die Anfang und Ende des britischen Einsatzes an der Westfront symbolisierten, auf ein und demselben Militärfriedhof Saint-Symphorien östlich von Mons begraben

liegen. Die beiden britischen Soldaten waren, ganz zu Beginn des Krieges und ganz am Ende, nur wenige Kilometer voneinander entfernt gefallen. Zwischen dem Tod der beiden Soldaten lagen 51 Monate Krieg und Millionen von Toten, aber sie hatten beide praktisch dasselbe Gebiet verteidigt.

8. Gedächtnisse: Lyon, 1. Februar 1918

Am 1. Februar 1918 wurde am Bahnhof Gare des Brotteaux in Lyon ein französischer Soldat aufgegriffen, der offenkundig aus deutscher Kriegsgefangenschaft kam, aber über keinen Militärpas oder ein anderes Dokument verfügte, das über seine Identität hätte Aufschluss geben können. Er selbst hatte offenkundig sein Gedächtnis verloren. Aus seinen weitgehend unverständlichen Äußerungen glaubte man den Namen „Anthelme Mangin“ zu verstehen. Nach einer Odyssee durch zahlreiche Krankenhäuser und psychiatrische Anstalten landete er schließlich in einem Heim in Rodez im südfranzösischen Département Aveyron. Dessen ärztlicher Direktor Dr. Fenayrou bemühte sich um den unbekanntem Soldaten und strengte eine nationale Suchkampagne an, um die Angehörigen des Patienten auffindig zu machen. Nachdem man ein Foto von Mangin in den wichtigsten Zeitungen des Landes publiziert hatte, meldeten sich über 300 Familien, die in dem Abgebildeten einen Ehemann, Bruder, Sohn oder Enkel zu erkennen glaubten - ein Beispiel für die Wirkung einer fiktiven Verwandtschaft in einer Phase hunderttausendfacher Trauer.

Zwanzig dieser Familien konkurrierten schließlich vor

Gericht um die Identität des Anthelme Mangin. So wurde die Entscheidung zunächst den Behörden und am Ende den Gerichten zugewiesen. Es kam zu einem jahrelangen Prozess. Schließlich ließ sich die Identität des Soldaten bestimmen: Bei einem Besuch in Saint-Maur-sur-Indre 1934 war er in der Lage, ohne Hilfe den Weg vom Bahnhof zu seinem Elternhaus zu finden. Dennoch setzte sich das juristische Tauziehen noch weitere vier Jahre lang fort. Wegen eines Einspruchs einer Madame Lucy Lemay, die sich sicher war, in Mangin ihren vermissten Ehemann zu erkennen, kam es zu langwierigen Revisionsverfahren. Erst als Pierre Monjoin 1938 endlich die gerichtliche Bestätigung erhielt, dass es sich bei dem unbekanntem Soldaten um seinen Sohn Octave handelte, kehrte dieser nach Hause zu seinem Vater und seinem Bruder zurück.

Zwei Monate nach seiner Rückkehr kamen Vater und Bruder bei einem Unfall ums Leben, Octave Monjoin verschwand erneut und nun für immer in einem Heim. Weil die französische Vichy-Regierung die psychiatrischen Anstalten des Landes massiv vernachlässigte, verschlechterte sich in den Heimen seit 1941/42 die Versorgungssituation erheblich. Am 10. September 1942 starb der bekannteste unbekanntes Soldat Frankreichs infolge gravierender Unterernährung. Zunächst in einem Massengrab bestattet, wurde er 1948 exhumiert und erneut unter großer Anteilnahme, diesmal von Veteranen zweier Weltkriege, beerdigt. Aber noch im Jahre 2003 forderte die Enkelin einer der Kläger aus den 1930er Jahren eine erneute Exhumierung und eine Klärung durch eine DNA-Probe.

Der juristische Kampf Octave Monjoin reflektierten eine grausame Hypothek des Krieges. Allein in Frankreich gal-

ten mindestens 250 000 Soldaten nach 1918 als vermisst. Zum einen waren zumal in den ersten Kriegswochen bei horrenden Verlusten und in den Rückzügen viele Gefallene nicht registriert worden, zum anderen waren durch den neuartigen Einsatz schwerer und schwerster Artilleriegeschosse viele Leichen nicht mehr identifizierbar. Das damit verbundene Trauma, dass zahllose Familien kein Todeszeugnis, keine Leiche, damit auch keine letzte Sicherheit und keinen konkreten Ort zur Trauer für einen Angehörigen besaßen, übertrug sich angesichts der hohen Zahl von Vermissten auf die ganze Gesellschaft - das zeigte sich an der enormen Resonanz, die Monjoins Schicksal als Symbol für die unbekanntesten Soldaten erregte. Gerüchte über angebliche späte Heimkehrer nährten über Jahre hinweg die Hoffnung, die Ehemänner, Söhne oder Brüder doch wiederzufinden.

Hinter der kollektiven Vorstellung, die vermissten Soldaten könnten unerwartet doch noch zurückkehren, in dem zum Teil zwanghaften Festhalten an dieser Möglichkeit, stand auch die Unsicherheit, wie man mit dem Opfer des Krieges angemessen umgehen konnte, wurde die Angst sichtbar, die Toten zu schnell zu vergessen, zur Tagesordnung der Nachkriegszeit überzugehen und damit ihr Opfer zu entwerten.

Diese Episode erhellt, wie wenig die ganz individuelle Kriegs- und Nachkriegserfahrung im offiziellen Gedenken aufging, wie wenig sich das persönliche Erinnern - oder der Kampf darum - mit dem kollektiven verbinden musste. Die Kluft zwischen den bald nach Kriegsende einsetzenden offiziellen Erinnerungskulturen in den zahllosen Kriegdenkmälern, Gedenktagen und den Darstellungen des Krie-

ges in Schulbüchern auf der einen Seite und der Einmaligkeit jeder einzelnen Kriegserfahrung auf der anderen wurde ein wesentliches Kennzeichen der Zwischenkriegszeit. Offizielles Gedenken und individuelle Erinnerung mochten sich überschneiden, aber das eine ging im anderen niemals auf.

9. Hypotheken: Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert

Das Ergebnis des Krieges für das 20. Jahrhundert, das war den Zeitgenossen unmittelbar bewusst, ging nicht allein in der Quantität der Kriegsoffer auf. Es war nicht messbar anhand der Millionen von toten Soldaten und Zivilisten. Hinter der schieren Quantität der Opfer verbarg sich eine grundsätzlich neue Qualität von Gewalterfahrungen. Obwohl die Opfer anders als im Zweiten Weltkrieg zumeist noch Soldaten waren, entstand eine neue Dimension der Gewalt gegen die Zivilbevölkerung, so in Belgien und Nordfrankreich, in Serbien, Armenien und vielen Gebieten Osteuropas. Die Ausblutung der vom Krieg betroffenen Räume, die zerstörten Städte, Fabriken, Straßen und Bahnlinien, gaben eine Ahnung von den Möglichkeiten künftiger Kriege. Zu den Opfern zählten viele Tote bisher nichtselbstständiger Bevölkerungen im Verband der Empires - das verband bei allen Unterschieden die polnischen mit den indischen und den aus Afrika und Ostasien rekrutierten Soldaten. Und zur fortdauernden Wirkung des Krieges gehörte auch das Heer der zurückbleibenden Verwundeten und die damit verbundenen langfristigen staatlichen Versorgungsleistungen für Kriegsinvaliden. Gerade sie gaben dem Krieg im Frieden ein Ge-

sicht.

Der Krieg hatte offenbart, was im Namen von Nation und Nationalstaat möglich war, und das Mögliche hatte sich in zahllosen Tabubrüchen und Enthemmungen offenbart. Darin bestand die Krise einer besonderen „europäischen Vergesellschaftung“, die sich seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts und vor dem Hintergrund der konfessionellen Bürgerkriege entwickelt hatte. Sie hatte nach dem Dreißigjährigen Krieg auf der Möglichkeit gegründet, Kriege durch Regeln einzuhegen, sie als Konflikte zwischen prinzipiell souveränen Staaten nicht eskalieren zu lassen, Gewalt zu kanalisieren und sie damit berechenbar zu machen. Das war nach den Erfahrungen der in der Folge der Französischen Revolution und Napoleons entstandenen Kriege im Prinzip auch zwischen 1815 und 1914 noch einmal gelungen – und lange Zeit hatte sich die internationale Staatenordnung angesichts der Entstehung neuer Nationalstaaten wie Italien und Deutschland und der imperialen Ausgriffe europäischer Staaten als sehr flexibel erwiesen. Diese Epoche letztlich begrenzter Kriege kam mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende: Die europäischen Kriegsgesellschaften verloren zwischen August 1914 und November 1918 ihre Fähigkeit, aus eigenen Kräften äußeren und inneren Frieden zu schließen und einer solchen Friedensordnung langfristig zu vertrauen. Das markierte einen entscheidenden Einschnitt für die Wahrnehmung Europas und der Glaubwürdigkeit der von seinen Staaten repräsentierten Ordnungsmodelle in der Welt.

Der Sieger des Weltkrieges war keine Nation, kein Staat, kein Empire, und sein Ergebnis war keine Welt ohne Krieg. Der eigentliche Sieger war der Krieg selbst, das

Prinzip des Krieges, der totalisierbaren Gewalt als Möglichkeit. Das wog langfristig umso schwerer, weil es im fundamentalen Gegensatz zu jenem Leitmotiv stand, das sich während des Krieges entwickelt hatte und das für viele Soldaten ein entscheidender Grund gewesen war, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen. Die Hoffnung, ein letzter grausamer Krieg müsse am Ende gegen das Prinzip des Krieges überhaupt geführt werden, das Vertrauen darauf, dass der Weltkrieg ein *war that will end war* sei, sollte bitter enttäuscht werden.

Schon die unmittelbare Phase nach dem 11. November 1918 dokumentierte, dass kriegerische Gewalt auch weiterhin ein Mittel der Wahl blieb: um wie in Irland und Polen neue Nationalstaaten zu etablieren oder territorial zu arrondieren, um wie in Russland in einem blutigen Bürgerkrieg einer Ideologie zum Sieg zu verhelfen oder wie in der Türkei die Bedingungen eines Friedensvertrags gewaltsam zu revidieren. Was im Sommer 1914 im Kern als Staatenkrieg begonnen hatte, mündete seit 1917 in eine Vielzahl neuer Gewaltformen, die weit über das formale Ende des Krieges im Westen hinausreichten. Dazu gehörten, immer wieder überlappend, nationale Unabhängigkeits- und Staatsbildungskriege, ethnische Konflikte und Bürgerkriege.

* * *

Es ist zu einfach, im Ersten Weltkrieg das Ende des 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts zu verorten - weil es immer wieder beides gab: Kontinuität und Diskontinuität. Die Frontkämpfer mochten als idealisierte Generation des Krieges zu Adressaten der politisch-ideologischen

Mobilisierung werden, aber das bedeutete bei allen Belastungen doch keine kontinuierliche Brutalisierung aller Gesellschaften der Zwischenkriegszeit. Es gab keine einfache Kontinuität von den Schützengräben in die ideologischen Gewaltregime der Zwischenkriegszeit. Es gab nicht allein die Fortsetzung des Krieges durch den Appell an die Revision der Friedensordnung, sondern auch die zahlreichen Veteranen, die wie etwa in Frankreich nach 1918 das Prinzip des Krieges aus ihren eigenen Erfahrungen heraus ablehnten.

Was sich aber veränderte, das war der Blick auf die Möglichkeiten der Gewalt vor dem Hintergrund einer neuartigen Unübersichtlichkeit, eines Zeitalters der Frakturen, die zu neuen Kategorienbildungen zwang. Es war nach 1918 kein neuer stabiler Ordnungsrahmen – weder gesellschaftlich, noch politisch, noch international – erkennbar. Aber die neuen Modelle des Bolschewismus wie des Faschismus wandten sich unverkennbar gegen das liberale Erbe des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt in der ausgesprochenen Gewaltbereitschaft und dem entgrenzten Terror nach innen und außen. Das hatte mit vielfältigen Weltkriegserfahrungen zu tun, den Übergängen vom Staatenkrieg in die Revolution und den Bürgerkrieg genauso wie mit den enttäuschten Erwartungen in vielen Gesellschaften. Um 1930 schien das Modell des liberalen Verfassungsstaates und der Parlamentarismus jedenfalls seine Zukunft hinter sich zu haben.

Der enthemmten Gewaltgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Katastrophen- und Zerfallsphase folgte nach 1945 eine mindestens für Westeuropa friedliche Phase im Zeichen des stabilen Kalten Krieges und der

Durchsetzung der demokratischen Massengesellschaft, zunächst in West-, dann nach 1989/91 auch in Osteuropa. Es schien, als habe man die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gebraucht, um die seit August 1914 geschlagenen Wunden allmählich zu heilen. Aber sichtbar bleiben sie bis heute.

Als vor einigen Jahren die letzten überlebenden Soldaten des Ersten Weltkriegs starben, als sich der Übergang von den kommunizierten Erinnerungen zu den kulturellen Gedächtnissen abzeichnete, da spiegelte sich in der großen Aufmerksamkeit für diese besondere Verzeitlichung auch eine tiefere Erfahrungsschicht wider. Dass dies in Großbritannien und Frankreich intensiv verfolgt wurde, nicht aber in Deutschland, hat selbst historische Gründe – und verweist auf die in Deutschland bis heute vom Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust überlagerte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Hier, in Deutschland, ist der Krieg nicht *La Grande Guerre*, *The Great War*, *De Grote Orlog*, sondern der Erste von zwei Weltkriegen, ist Vorvergangenheit zur katastrophischen Vergangenheit der Jahre 1933 bis 1945.

Aber im Tod des letzten *poilu* und des letzten *Tommy* wurden für einen kurzen Moment noch einmal jene Zeitschichten spürbar, bei denen das Frühere im Späteren aufscheint, und das heißt das notwendige Wissen um die im Kern grausame und zerstörerische Geschichte von Gewalt, von dem, was Menschen in einem modernen Krieg einander antun konnten. Das aber ist keine Vorvergangenheit, sondern ein verstehendes Wissen, wie wir in die Gegenwart gelangt sind.

Am Ende des Romans *Der Zauberberg* entlässt Thomas Mann seinen Helden Hans Castorp auf die Schlachtfelder des Flachlandes und fragt, ob aus diesem Krieg, diesem „Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Fieberbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen“ werde. Als Thomas Manns Kinder im August 1914 ihre Aufführung der *Büchse der Pandora* abbrechen mussten, weil der Krieg ausgebrochen war, da öffnete sich für Europa und die Welt ein eigenes Schreckensgefäß: „und in dem gleichen Augenblick entflog diesem ein Schwarm von Übeln und verbreitete sich im Nu über die ganze Erde [...] Und nun erfüllte das Elend in allen Gestalten Erde, Luft und Meer; allerlei Fieber belagerten die Erde, und der Tod, der vordem die Sterblichen nur langsam beschlichen hatte, beflügelte seinen Schritt.“

Es bedurfte vieler Irrwege, zahlloser Opfer und schmerzvoller Anläufe im 20. Jahrhundert, um die Extreme der Gewalt wieder einzufangen, die sich seit August 1914 entfaltet hatten, sie zu bändigen und mühsam in eine Friedensordnung zu verwandeln. Wo und wann immer diese Ordnung nach innen oder nach außen gefährdet ist, da sind wir bis heute Erben dieses Krieges.